

DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

I. Jahrg.

Berlin, 15. Juli 1895

No. 14

Redaktion: J. Sassenbach, Berlin N., Invalidenstr. 145.

National und international.*)

Die Thatsache, dass die Sozialdemokratie sich international nennt, international handelt und die Internationalität erstrebt, wird von ihren Gegnern nicht nur zu dem Vorwurf des Mangels an Patriotismus, oder der Vaterlandslosigkeit, sondern sogar des Vaterlandsverraths benutzt. Die Anschauung, dass international und antinational gleichbedeutend sei, ist besonders in gebildeten Kreisen verbreitet und vielfach ein entscheidender Grund zu der feindlichen Stellung derselben gegenüber der Sozialdemokratie. Wir halten es daher für angebracht, diese wichtige Frage an dieser Stelle eingehend zu behandeln.

Der nationale wie der internationale Gedanke sind bedingt durch verschieden hohe Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung. Diese müssen wir daher verfolgen, um zur Entscheidung des Verhältnisses zwischen Nationalität und Internationalität zu gelangen.

Die erste nachweisbare Organisationsform der Menschen war, den Forschungen von Bachofen, Morgan, Engels u. a. zufolge, eine Stammesgenossenschaft, die Gens, auf Grundlage primitiv-kommunistischer Produktionsweise. Innerhalb dieser Geschlechtsverbände herrschte eine Moral der Solidarität, die sich naturgemäss nicht auf die ausserhalb der Gens Stehenden erstreckte, gegen die vielmehr Alles erlaubt war.

Die allmähliche Entwicklung des Privateigenthums und der damit zusammenhängende Rückgang des Gemeineigenthums zersprengte die Gens und die sich entwickelnde soziale Ungleichheit erzeugte den auf der Existenz sozialer Klassen basirten Staat.

Bis zum Auftreten der Römer weist die Geschichte uns nur Staatengebilde auf, welche bei aller Gebietsausdehnung nichts waren als eine losere Zusammenfassung kleinerer Staaten, die in ihren meisten Interessen scharf von einander getrennt waren. Ein solches Staatengebilde sehen wir z. B. bei den Griechen. Die Angehörigen anderer Völker gelten für

*) Wir eröffnen mit diesem Artikel eine Diskussion über die nationale Frage und erwarten eine rege Betheiligung aus unserem Leserkreise.
Die Red.

dieselben, ebenso wie später für die Römer, nicht als ebenbürtige Menschen, sondern als Barbaren.

Im Römerreich, welches alle damals bekannten Völkerschaften zu einem einzigen Staatswesen zusammenfasste, dem das herrschende Volk den einheitlichen Stempel seiner Sprache und seiner Kultur aufdrückte, bildete sich zum ersten Mal eine gewisse Internationalität aus, die ausserdem auf der Basis gemeinsamer Bedrückung und Ausbeutung seitens der Römer sich gründete.

Diese Internationalität wurde vertieft und erweitert, als das Christenthum, mit seiner Lehre von der Brüderlichkeit aller Menschen, die herrschende Religion wurde. Auch nach der Eroberung des römischen Reichs durch die Germanen, war der Zusammenhang der einzelnen Länder zwar gelockert, aber keineswegs gänzlich zerstört.

Das römische Reich blieb, trotz seiner thatsächlichen Auflösung, nominell und in der Anschauung der Völker fortbestehen, unter der geistlichen Oberherrschaft der römischen Päpste und der weltlichen Oberherrschaft der Kaiser, die sich selbst als Nachfolger der Cäsaren ansahen. Die römische Kirche und die römische Sprache vereinte die getrennten Länder, deren besondere Nationalität und Sprache sich erst langsam und allmählich entwickelte.

So hatten sich zugleich als Produkt und Basis steigender Kultur die verschiedenen Stufen gesellschaftlicher Gliederung aus einander entwickelt: als unterste die Gens, dann der primitive Nationalstaat, bis schliesslich in der primitiven Internationalität der römisch-katholischen Universalmonarchie des Mittelalters diese Entwicklungsreihe ihren Abschluss fand. Nunmehr beginnt eine andere, der ersten parallele Entwicklungsreihe.

Aus dem Colonat der spätrömischen Zeit bildete sich unter dem Einfluss germanischen Wesens eine neue Produktionsweise, welche die wirtschaftliche Grundlage des gesammten mittelalterlichen Staates wurde: die Markgenossenschaft.

Diese war ein wirtschaftlicher Organismus, welcher aus einem oder mehreren Dörfern nebst gemeinsamen Wald- und Weideland sowie den in Einzelbesitz befindlichen Aeckern bestand, und die nothwendigen Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände für die einzelnen Mitglieder, sowie für den dem Ganzen übergeordneten Feudalherren selbst erzeugte. In den wenigen und kleinen Städten herrschte die handwerksmässige Produktionsweise.

Da sich somit die Markgenossenschaft in der Regel selbst genügte, hatte sie fast gar keinen Zusammenhang mit der Aussenwelt.

Das feudale Staatswesen war aus solchen abgeschlossenen Wirthschaftseinheiten lose zusammengesetzt, hatte daher in sich wenig mehr Zusammenhang als mit den übrigen Staaten.

Die Berührung mit dem Orient, die Entdeckung Amerikas, die Umschiffung Afrikas beförderten bedeutend Handel und Gewerbe. Günstig gelegene Städte entwickeln sich rasch zu grossen Märkten, zu Waaren-Stapelpätzen. An die Stelle der zünftigen und feudalen Produktionsweise, die den Bedarf der neuen grossen Märkte nicht decken kann,

tritt die Manufaktur, schliesslich die grosse Industrie. Neben den Handelscentren entstehen, ebenso wie jene in Folge natürlich günstiger Bedingungen, Produktionscentren. Mit dieser ökonomischen Umwälzung hält die Entwicklung einer neuen politischen Organisation gleichen Schritt. Handel- und Produktionscentren machen die umliegenden Gebiete wirtschaftlich von sich abhängig, Handelswege ermöglichen einen festeren Zusammenschluss bisher abgeschlossener Gebiete, die Sprache der ökonomischen Mittelpunkte verdrängt die Dialekte und es entwickelt sich eine höhere gemeinsame Kultur.

Der Wettkampf des auswärtigen Handels vergrössert ferner die Absonderung der einzelnen Völker von einander und trägt zur Bildung eines lebhafteren Nationalgefühls bei.

So entsand der neuzeitliche zentralisirte Staat mit seinen grossen Errungenschaften, der nationalen Sprache, Litteratur und Sitte.

Hatte die beginnende kapitalistische Produktionsweise zunächst eine schärfere Trennung und Scheidung der einzelnen Staaten zur Folge, so trug sie doch bereits in sich die Keime einer neuen und festeren Verknüpfung derselben, die die fortschreitende Entwicklung allmählich reifte.

Der Handel, gefördert durch die neuzeitlichen Verkehrsmittel, schuf sich einen Weltmarkt, auf welchem alle Nationen ihre Erzeugnisse austauschten. Dieser Austausch galt auch für das geistige Gebiet; die grossen philosophischen und politischen Bewegungen gingen über die Grenzen ihrer Ursprungsländer weit hinaus, überall die hemmenden Schranken niederreissend und den Kulturboden nivellirend.

Kunst und Wissenschaft wurden Gemeingut aller Nationen. Durch den materiellen und geistigen Austausch zwischen den einzelnen Nationen, bildete sich allmählich eine gemeinsame gleichmässige Weltkultur, an der alle Völker Antheil haben.

Wir sehen, dass heute in Wirklichkeit Kunst, Wissenschaft, Litteratur, Handel und Gewerbe im Wesentlichen international sind. Mit unseren internationalen Ausstellungen, Post-, Telegraphen-, Münz- und Litteraturkonventionen, unseren künstlerischen, wissenschaftlichen und politischen Kongressen, unseren internationalen Schiedsgerichten stehen wir bereits mitten im Internationalismus.

Auf der anderen Seite aber sehen wir Nationalfeindschaft und Rassenhass, die grossen völkertrennenden Schranken, noch lange nicht überwunden.

Die Ursachen davon sind klar, einmal widersetzt sich die Selbstüberschätzung und die Beschränktheit heute ebenso engherzig einem grossen Menschheitsbunde, wie sich vor einigen Menschenaltern bei uns in Deutschland der Partikularismus gegen die Errichtung eines grossen nationalen Reichs sträubte.

Zweitens führt der Konkurrenzkampf der Kapitalisten der einzelnen Länder, wie bei unserem heutigen Wirthschaftssystem unvermeidlich, zu Zollschranken oder gar Zollkriegen und wird dadurch zu dem Rang nationaler Interessengegensätze zwischen den Völkern erhoben.

Ein dritter Grund ist die künstliche Verhetzung der Völker durch

die Verherrlichung vergangener Kriege, welche die in ihrer grossen Mehrheit unterdrückten und ausgebeuteten Volksmassen aller Länder von der Erkenntniss ihrer Interessengemeinschaft, von der Erkenntniss, dass ihre „nationalen“ Ausbeuter ihre wirklichen Feinde sind, abhält.

Durch die von uns Sozialdemokraten erstrebte Beseitigung der Ausbeutung und Unterdrückung wird auch die Ausbeutung der einen Nation durch die andere und damit die Ursache nationaler Gegensätze wegfallen. Der Kriegszustand zwischen den einzelnen Nationen, in früheren Zeiten andauernd, im Laufe der Kulturentwicklung mehr und mehr beschränkt und gemildert, wird verschwinden, ebenso wie zwischen den einzelnen Individuen das Faustrecht immer mehr friedlichen und gesetzmässigen Zuständen Platz gemacht hat. Die Produktion der Güter wird sich, der ökonomischen und kulturellen Entwicklung gemäss, immer mehr centralisiren und schliesslich gänzlich international werden, wofür unsere internationalen Industrieverbände, die Trusts und Kartelle, schon jetzt eine Grundlage bilden.

Von allen Gegensätzen befreit, wird die zu einem gewaltigen Organismus vereinte Kulturmenschheit ihre Riesenkräfte zur Schaffung einer ungeahnten, immer höher steigenden Kultur verwenden können.

Wenn wir so den Internationalismus als eine von der kulturellen Entwicklung geforderte höhere und innigere Organisation der Nationen betrachten, so ist es klar, dass wir gar nicht antinational sein können. Ebenso wenig wie heutzutage das Band der Familie oder der Freundschaft die Unterdrückung der Individualität des Einzelnen erfordert, ebenso wenig erheischt die von uns erstrebte Verbindung der Kulturvölker zu einer friedlichen Familie die Unterdrückung der Völkerindividualität. Daher beabsichtigt der Sozialismus weder die freie Individualität des Einzelnen noch die der Völker, ihre Sprache, Sitte und Eigenart, irgendwie anzutasten. Wir wollen die in langer Kulturarbeit errungenen geistigen Güter unseres Volkes, das nationale Selbstbewusstsein, die nationale Sprache und Sitte, die Werke unserer grossen nationalen Dichter und Denker bewahren und mehren, wir wollen sie erst zu wirklichem Gemeingut des Volkes machen, während sie heute nur einem winzigen Bruchtheil zu Gebote stehen. Wir sind also im besten Sinne national, wenn wir auch diesem Worte eine ganz andere Bedeutung beilegen als unsere Chauvinisten, die ihre „nationale“ Gesinnung durch Selbstüberschätzung und Unterschätzung der übrigen Völker bethätigen.

Den Vorwurf antinationaler Gesinnungen können wir unseren Gegnern mit viel grösserem Recht zurückgeben.

Wir wollen dies in Kürze begründen.

Die Fürsten und der hohe Adel aller Länder haben, wie ein Blick in den Almanach de Gotha zeigt, Blut aller europäischen Nationen in den Adern, und ihre Standesinteressen verbanden sie meist viel enger mit einander, als mit der Nation, in welcher sie gerade lebten.

Ebenso international wie Fürsten und hoher Adel ist die Kirche. Das Gefühl religiöser Zusammengehörigkeit ist noch heute vielfach

stärker als das Nationalbewusstsein. In der am besten organisierten Kirche, der katholischen, ist dies in bedenklichem Maasse der Fall, und der gewaltige Einfluss Deutschland feindlich gesinnter Priester auf einen grossen Theil des deutschen Volkes muss jeden national empfindenden Deutschen mit Entrüstung und Besorgniss erfüllen.

Und nicht minder international ist der Kapitalismus, der alle modernen Kulturvölker beherrscht.

Unsere Kapitalistenklasse verdrängt durch fremde Lohndrücker, die, weil unkultivirt, weniger Bedürfnisse haben, durch Polen, Russen, Czechen, Italiener etc., den einheimischen deutschen Arbeiter. Sie drückt dadurch das Kulturniveau des deutschen Volkes immer mehr herab und treibt alljährlich Tausende und Abertausende deutscher Volksgenossen zur Auswanderung.

Eine Besserung der traurigen Lage des Volks ist unter der Herrschaft des Kapitalismus unmöglich. Im Gegentheil, seine weitere ungehinderte Entwicklung muss mit Nothwendigkeit immer tiefer in den Abgrund sozialen Elends führen.

Wenn man unter Nationalgefühl nicht Chauvinismus, sondern das Eintreten für das materielle und geistige Wohl seiner Nation versteht, dann sind wir national. Man hat den nationalen Geist als den „Egoismus der Völker“ bezeichnet. Wir acceptiren diese Bezeichnung. Ein maassvoller Egoismus ist höchst berechtigt, sowohl beim einzelnen Individuum wie bei einer ganzen Nation. Darum liegt uns deutschen Sozialdemokraten das Wohlergehen unseres eigenen, des deutschen Volkes in erster Linie am Herzen. Wir kämpfen dafür

„Aus geistiger Schmach das Vaterland,
Das Volk vom Elend zu erretten“

wie es in unserm Liede, der Arbeitermarseillaise, heisst.

Das Proletariat ist vaterlandslos, durch Schuld der Bourgeoisie, wir wollen ihm erst ein Vaterland geben.

Mit Recht sieht der Proletarier daher in dem einheimischen Ausbeuter seinen Feind, in dem fremden Proletarier seinen Bundesgenossen und handelt dementsprechend, bis der internationale Kapitalismus von dem internationalen Sozialismus besiegt ist.

Der von uns erstrebte Internationalismus ist nicht Antinationalismus, ist kein Rückschritt, sondern eine von der kulturellen Entwicklung geforderte höhere Organisationsform der Menschheit, welche die berechtigten nationalen Besonderheiten, die Völkerindividualität nicht beseitigen, sondern zur weiteren Ausbildung bringen wird. Im Internationalismus wird das Ideal der Humanität, die kosmopolitischen Ideen unserer grössten nationalen Dichter und Denker, eines Herder, Goethe, Schiller, Fichte, verwirklicht, aus der Wolkenregion edler Schwärmerei auf das dauerhafte Fundament ökonomischer Nothwendigkeit gestellt.

Indem der Sozialismus so zugleich für das Wohl der Nation wie für das der Menschheit eintritt, ist er zugleich

national und international.

Teut.

Die soziale Lage des Akademikers.

II.

Die Akademiker im Beruf. Konnten wir auf Grund unserer Ausführungen über die soziale Lage des „aktiven Akademikers“ diesem, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht die Merkmale eines „Proletariats“ zuerkennen, wobei wir unter „Proletariat“ eben denjenigen verstehen, der als einzigstes Existenzmittel auf den Verkauf seiner Arbeitskraft angewiesen ist, so verändert sich das Bild mit einem Schlage, wenn wir den Akademiker als Angehörigen eines bestimmten Berufes ins Auge fassen. Freilich sind wir, was statistische Angaben über die ökonomischen Verhältnisse betrifft, bei diesem noch schlimmer daran als beim „aktiven Akademiker“; um so reicher aber ist dafür das meist unwidersprochene Thatsachenmaterial, auf welches wir unsere Behauptungen zu stützen, aus dem wir unsere Schlüsse zu ziehen vermögen.

Ehe wir nun des Näheren auf die verschiedenen Berufe eingehen, für welche akademische Vorbildung (in dem von uns angedeuteten weitesten Sinne) nothwendige Voraussetzung ist, müssen wir die Bedingungen kennen lernen, welchen dieselben fast durchgängig unterworfen sind.

Es kommt dabei in erster Linie in Betracht, dass im Gegensatz zum Heimarbeiter, dessen Thätigkeit sich mit der fortschreitenden Entwicklung der Technik mehr und mehr vereinfacht, und der deshalb eher von einem Betrieb zu einem wesentlich anderen, zweiten übergehen kann, der geistige Arbeiter nach Absolvierung der Hochschule — schon der dabei aufgewendeten Produktionskosten wegen — an den einmal erwählten Beruf gebunden ist. Eine günstige Konjunktur — wenn wir uns dieses Ausdrucks hier bedienen dürfen — in anderen Berufszweigen ist für ihn völlig bedeutungslos. Er ist an den seinigen durchaus gebunden; ausserhalb desselben bleibt ihm — abgesehen von der meist auch schon proletarischen Thätigkeit als Journalist — im Wesentlichen nur die Möglichkeit, als Handarbeiter sein Brot zu verdienen, um so freilich auf die einfachste Weise zum Proletariat herabzusinken. Als zweites, wichtiges Moment ist ferner zu erwähnen, dass mit den für das Studium aufgewendeten Kosten meist noch längst nicht die sämtlichen, für den Beruf nothwendigen Produktionskosten erschöpft sind. Jurist wie Philologe, Theologe wie Mediziner, die Angehörigen künstlerischer Berufe so gut wie diejenigen der Forstwirtschaft, des Post- und Telegraphenfaches — sie alle sind bezüglich der Erhaltung ihrer Existenz noch längere Zeit, ja auf Jahre hinaus noch vollständig oder doch so gut wie vollständig auf sich selbst angewiesen. Obgleich sie dem Staat, der Gemeinde, dem einzelnen Kapitalisten, vielleicht schon längst vollwerthige Dienste leisten, empfangen sie für dieselben nicht das mindeste oder doch so gut wie kein Aequivalent. Und dabei ist noch gar nicht einmal des für die Ausübung mancher Berufe unerlässlichen Handwerkszeuges gedacht; der meist sehr kostspieligen Instrumente des Mediziners, des Technikers, der Pinsel und Farben für den Maler, der theureren Uniform des Beamten u. s. w. Anstatt also

endlich mit der Amortisation des für das Studium aufgewandten Kapitals zu beginnen, bedarf der Akademiker — um überhaupt leben zu können — noch nothwendig eines Reservefonds.

Bedenken wir nun, dass allein von denjenigen, welche zum Zweck ihres Berufes die Universität aufsuchen müssen, reichlich ein Drittel noch nicht einmal die damit verbundenen Kosten aufzubringen im Stande ist, so eröffnet sich uns für dieses erste Stadium beruflicher Thätigkeit bereits die traurigste Perspektive. Als aktive Akademiker durch Stipendien, Freitische u. dergl. wenigstens der dringendsten Nahrungssorgen enthoben, müssen dieselben — wie manche freilich schon während ihrer Studienzzeit — nun zu irgend welchem Nebenerwerb greifen, als Stundengeben, Korrekturen, schriftstellerischen Arbeiten n. dergl. mehr, oder aber, als Mediziner z. B., sich mit der wenig einträglichen Stellung eines Kassenarztes, als Philologen oder Theologen sich mit der noch kümmerlicheren Thätigkeit eines Hilfslehrers begnügen. Mit anderen Worten sie sind — wenn auch vielleicht die meisten nur vorübergehend — gezwungen, ihre Arbeitskraft um jeden Preis loszuschlagen — wie der Besitzlose, der Proletarier. Und dabei ist noch hinzuzufügen, dass dies nicht nur von jenem einen Drittel bedürftiger „aktiver Akademiker“ gilt, sondern dass auch unter den übrigen zwei Dritteln genug sind, die mit dem Tode des Vaters oder dessen wirthschaftlichem Ruin genau das gleiche Schicksal proletarischer Existenz erwartet.

Wie nun aber diejenigen, für welche das soeben Gesagte nur ein Durchgangsstadium bedeutet; das freilich schon ein gut Theil kapitalistischer Ausbeutung darstellt und auf sie auch weiterhin einen nicht minder die Lebenslage herabdrückenden Einfluss ausübt als etwa die Lehrlingszüchtereie auf die gelernten Arbeiter?

Rein äusserlich mag da zunächst unterschieden werden zwischen denjenigen, die als Beamte des Staates oder der Gemeinde ein nach Alter oder Rangklasse verschiedenes, für die einzelne Klasse festes Gehalt empfangen, und denjenigen, die ihr Beruf auf den freien Wettbewerb hinweist.

Beschäftigen wir uns zuerst mit der letzteren Kategorie, zu der wir vor allem die Aerzte, Rechtsanwälte, Chemiker, Ingenieure, Techniker, Künstler, Architekten u. s. w. zu rechnen haben. Denn wenn wir manchen derselben auch als Angestellten des Staates begegnen können, so bilden diese doch jedenfalls die Ausnahme, und es erübrigt sich weiter, zu betonen, dass diejenigen, die sich in einem festen Dienstverhältniss zu Privaten befinden, den Bedingungen der freien Konkurrenz natürlich eben so unterliegen, wie ihre selbstständigen Kollegen.

Was nun aber diese Bedingungen selbst anlangt, so handelt es sich für die Angehörigen der sogenannten freien Berufe, mehr oder weniger ebenso wie für den Handarbeiter, um das Gesetz von Angebot und Nachfrage. — Je grösser daher die Ueberfüllung in den einzelnen Berufszweigen —, desto grösser die Herabdrückung des Einkommens, desto geringer die Lebenshaltung, desto geringer ihr Abstand von derjenigen des Proletariers.

Man wird mir hier selbstverständlich einwenden, dass ich bei meiner Argumentation Eines vollständig ausser Acht lasse — die verschiedene Qualifikation des Angehörigen eines und desselben Berufs.

Was aber weiter die Fähigkeit anlangt, so sei bezüglich der Mediziner nur an ein Wort des berühmten Arztes Billroth in Wien erinnert, nach welchem unter 1000 Studirenden der Medizin kaum einer sei, bei dem man von eminenter Begabung sprechen könne. Wir haben es also bei den Aerzten (ebenso freilich auch bei den Angehörigen anderer Berufe) im Allgemeinen nicht mit allzu grossen Unterschieden

der Begabung zu thun — und wo dieselben auch vorhanden sind, bieten sie dem Betreffenden durchaus nicht die Garantie, einen minderwerthigen Konkurrenten auszustechen, der sich vielleicht ein glänzenderes Wartezimmer beschaffen kann und dem es sein Stolz nicht verbietet, durch allerhand Künste gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit und Schmeichelei andere über seine geringen Kenntnisse zu täuschen.

Und nun erst die Künstler, die Maler, Bildhauer, Schriftsteller u. s. w. Wer wüsste nicht, wie manches hervorragende Talent elend verkümmern muss, weil seine Werke zur Zeit keinen Käufer finden, und weil er doch lieber hungern als seine Kunst zum Handwerk herabwürdigen will. Es liessen sich hier Beispiele über Beispiele anführen; und es ist sicher, wenn sich die Summe der Noth und des Elends auf den Gebieten der freien Künste ziffernmässig feststellen liesse, dieselbe müsste erschreckend gross sein. — Was Wunder aber in einer kapitalistischen Gesellschaft, die den Künstler abhängig macht von der vorübergehenden Mode, von der zufälligen Laune des einzelnen Kapitalisten, dem mit seinen Reichthümern doch nicht gleichzeitig Geschmack und Verständniss für die Kunst gegeben zu sein braucht.

Und ebenso, wenn auch vielleicht je nach der Art wieder etwas verschieden aussehend, ist es mit der Abhängigkeit anderer liberaler Berufe bestellt. So besonders, wo sich der Betreffende in ein festes Dienstverhältniss begeben hat.

Denken wir beispielsweise an den Chemiker, den Ingenieur, den Techniker. Nach langen, trotz vorhandener Begabung vergeblichen Versuchen, im freien Wettbewerb sich etwas zu erringen, stellt er sich endlich dem Privaten, dem Kapitalisten oder einer Gesellschaft mehrerer zur Verfügung. Was wird sein Loos sein? Wie jeder Proletarier nur mehr im Besitze seiner Arbeitskraft, deren Preis durch die auch auf seinem Gebiete heranwachsende Reservearmee bereits gedrückt wird, muss er dieselbe ebenso verkaufen, wie der vielleicht in einer Fabrik mit ihm beschäftigte Handarbeiter. Was natürlicher, als dass er auch in anderer Hinsicht diesem vollständig gleichgestellt ist. Dass es für ihn nun ebensowenig ein grösseres Maass persönlicher Freiheit mehr giebt; dass er seine, von denjenigen seines Arbeitgebers wenigstens vielleicht erheblich abweichenden Ansichten sorgfältig verbergen muss, will er nicht andererseits riskiren, gleich dem unliebsam gewordenen Arbeiter ohne weiteres aufs Pflaster geworfen zu werden.

Am besten scheint es nach alledem noch mit dem Beruf der Anwälte bestellt zu sein. Und doch auch hier im Wesentlichen dieselben Erscheinungen, wie wir sie bereits beim ärztlichen Beruf zu konstatiren hatten. — Mögen hier auch reich ausgestattete Wohnräume, ein vornehmes Bureau nicht so sehr das Auge des Klienten zu bestechen vermögen, so sind es eben andere Dinge, die hervorragende, solide Kenntnisse zu ersetzen im Stande sind — geschickte rednerische Mache, die nöthige Skrupellosigkeit, der jedes nur auf irgend eine Weise zum Ziele führende Mittel recht ist u. dergl. mehr.

Freilich berühren wir damit bereits ideale Motive, mit denen wir es bei unserer Betrachtung nicht in erster Linie zu thun haben.

Wenden wir uns daher jetzt der zweiten Kategorie, derjenigen der staatlichen Berufe zu — wobei wir uns jedoch vorbehalten, zum Schlusse noch einmal kurz auch auf die ideale Seite des akademischen Berufes zurückzukommen.

Was also die grosse Gruppe der staatlichen Beamten betrifft, so hat dieselbe vor derjenigen der sogenannten freien Berufsarten allerdings das Eine voraus, dass in ihr dem Einzelnen wenigstens ein gewisses Existenzminimum*) gesichert ist. Allein

*) Welches wir hier allerdings etwas weiter fassen als dasjenige des Handarbeiters.

ein solches besitzt schliesslich auch der beschäftigte Handarbeiter, wenn anders sein Arbeitgeber einen Gewinn aus ihm herauszuschlagen beabsichtigt. Es ist also klar, dass ein garantirtes Existenzminimum an sich auch für den Staatsbeamten eine proletarische Existenz noch keineswegs ausschliesst. Schwieriger dagegen ist es — da uns diesbezügliche statistische Angaben nicht vorliegen, auch nur annähernd zu bestimmen, in wie viel Fällen das dem Beamten gewährleistete Gehalt das Existenzminimum nach oben erreicht, in wie viel anderen es dasselbe nach oben überschreitet. Jedoch glauben wir nicht zu viel zu behaupten, wenn wir das System des Beamtengehalts einer Pyramide vergleichbar halten, deren Basis die Stellen mit blossem Existenzminimum ausdrückt, während — je mehr wir uns der Spitze nähern — die Gehälter in demselben Maasse das Existenzminimum übersteigen, als die Zahl der mit ihnen dotirten Stellen abnimmt. Was aber die weitere Entwicklung dieses Verhältnisses anlangt, so mag der Hinweis darauf genügen, dass bereits heute die Mittel des Staates nicht ausreichen, um allein die erforderliche Anzahl Richterstellen einzurichten — und es ergibt sich, wenn man ferner die beständig wachsenden Ansprüche für Heer und Marine und die zum mindesten sich gleich bleibende Zahl der Staatsstellenaspiranten ins Auge fasst, dass eine für diese immer ungünstigere Tendenz Platz greifen muss. Hört man doch auch heute schon vielfach die Aeusserung, dass in der Richter- oder Verwaltungscarrière ohne Vermögen oder eine reiche Frau (welche für viele ja nur Mittel zum Zweck ist) nichts mehr zu machen sei.

Und doch konnten wir uns eigentlich alle diese eingehenden Betrachtungen sparen, wenn wir uns einfach das Wesen der grossen Maschinerie — Staat genannt —, welcher die Angehörigen aller der genannten Berufe als Glieder zu dienen haben, vergegenwärtigen. Und in der That, wissen wir einmal, dass wir es beim heutigen Staat mit einer Institution zu thun haben, die schon jetzt — und mit der fortschreitenden Entwicklung des Kapitalismus in immer höherem Maasse — lediglich kapitalistischen Interessen zu dienen hat, so versteht es sich von selbst, dass vor allem die vom Staate angestellten Beamten im Grunde nur die ausführenden Organe des Kapitals, nur die bezahlten Arbeiter der Kapitalistenklasse sind.

Wem aber dies noch nicht zur Erkenntniss gekommen ist, den verweisen wir auf die sich tagtäglich mehrenden Zeichen der Zeit, die alle dieselbe Wahrheit predigen; den erinnern wir an Leute à la Stumm, denen selbst die Lehrfreiheit harmloser Kathedersozialisten zu weit geht, weil sie ihnen ihre kapitalistischen „Kreise“ und Ringe stören könnte; den erinnern wir an einen sächsischen Justizminister, der im Wege vertraulicher Rücksprache richterliche Urtheile zu korrigiren versprach u. a. mehr.

Ja, Du Akademiker, der du noch immer wähnst, dein eigener Mann zu sein, der du noch immer meinst, dass die Interessen der kapitalistischen Gesellschaft auch die deinigen wären: „Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben“, vom Kapital nämlich, dem gegenüber du ohnmächtig bist, vom Kapital, dem du zu dienen hast, wenn anders du leben willst, und das sich den Teufel um die idealen Zwecke deines Berufes scheidet.

Die Bourgeoisie (hier gleichbedeutend mit Kapital) hat eben, wie es bereits im kommunistischen Manifest heisst — und damit wollen wir unsere Ausführungen schliessen — „die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Thätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet. Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.“ Ddf.

Aus meinem Gefängnis-Tagebuch.

Von Gustav Landauer.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht wirklich so vorgefallen, sondern auch wieder aus meiner Phantasie gewachsen, aber doch giebt die folgende kleine Anekdote ganz gut den Ton wieder, auf den diese Gefängnisanstalt gestimmt ist. Nur dass es durchaus nicht immer so gemüthlich zugeht. Als Selbstbeköstiger bestelle ich jeden Morgen einem bestimmten Beamten, was ich am nächsten Tag verzehren will.

Es entspinnt sich das folgende Gespräch:

Ich: Bitte bringen Sie 100 Gramm Schlackwurst, aber harte.

Er: Wenn wir aber nur weiche haben?

Ich: Na, dann bringen Sie eben weiche.

Er: Also lassen Sie doch das unnöthige Gerede! Sie wollen Schlackwurst, basta!

.... Vor einer Stunde etwa erhielt ich Deinen Brief und seitdem lese ich daran. Der Beamte, der täglich alle die ein- und ausgehenden Briefe zu lesen hat, muss ein guter Mensch werden — oder er ist überhaupt kein Mensch. Ein unendlicher Strom von Liebe fluthet in ein solches Gefängnis! Lieber Schatz, Du musst Dostojewsky's „Idioten“ lesen, da findest Du — Liebe, mehr als im Neuen Testament, das nicht mehr sonderlich zu uns spricht. (Ich habe es hier, es hat mich allzuviel kalt gelassen.) Wir — weisst Du, wen ich meine, wenn ich „wir“ sage? Nun, von Tolstoj bis Ravachol — nie haben so viel von diesem Menschenschlag gelebt wie jetzt. Unsere Weltanschauung ist nicht Wissenschaft, nicht Theorie, nicht bloss Kopf — sie ist Leben, Herz-Liebe. Und Stirner und Mackay und Nietzsche? (d. h. nur ein Stück des vielfarbigigen Chamäleons, das sich Nietzsche nennt). Auch sie sind Liebende, nur schämen sie sich, und verstecken ihr Herz hinter ihrem Kopfe.

Schon den ganzen Nachmittag war ich sentimental, aber nervös, unruhig, so dass ich mich nicht sammeln konnte. Oft sang ich die schöne Melodie, die wir in Anzengruber's Meineidbauer hörten, leise vor mich hin. Es ist eine richtige Gefängnis-melodie — ein unendliches Sehnen liegt darin und das tiefe Gefühl von etwas Süßem ausserhalb der engen Bande, die einen gefangen halten. Der arme Sterbende, der sie sich bei Anzengruber vorsingen lässt, hat sich die Weise gewiss auch im Zuchthaus eingepägt. — ...

Ich lese bei Nietzsche, Fröhliche Wissenschaft, Abschnitt 325:

„Was zur Grösse gehört. — Wer wird etwas Grosses erreichen, wenn er nicht die Kraft und den Willen in sich fühlt, grosse Schmerzen zuzufügen?

Das Leidenkönnen ist das Wenigste: darin bringen es schwache Frauen und selbst Sklaven oft zur Meisterschaft. Aber nicht aus innerer Noth und Unsicherheit zu Grunde gehen, wenn man grosses Leid zugefügt und den Schrei dieses Leides hört — das ist gross, das gehört zur Grösse.“

Das gehört zur Grösse — sehr wahr. Aber ist es wirklich schon gross? Doch nicht. Nietzsche ist überaus verschwenderisch mit den Huldigungen, die er sich selbst darbringt. Ihm war das alles neu, er hat es sich in schwerer Gedankenarbeit abgerungen, die alte Haut hat er sehr schwer von sich abgestreift. Daher findet sich oft bei ihm ein Pathos der Ueberraschung, das uns manchmal fast naiv vorkommt. Dieser Gedanke, dass man an Schmerzen, die man andern zufügt, wo es sich um grosses Eigene handelt, grausam vorbeigeht, dass man sein Herz in die Hand nimmt und ihm die Ohren zuhält, damit es keinen Schmerzenslaut hört, den Mund verschliesst, damit er nicht wimmert, — das ist mir nicht bloss Gedanke, es ist mir Natur. Es ist aber noch nicht Grösse; jeder hat es, der nicht mehr Philister ist. Und vor allem heute, wo zwei Moralen schon schroff aufeinanderstossen — wie sollte man frei leben können, ohne Schmerz zuzufügen?

Aber etwas anderes gehört noch zum Freimenschlichen — und das reicht schon näher an die Grösse heran. . . . Ich achte sie nicht bloss, o nein, sie ist mir lieb und werth. Nicht ich weine, wenn ich an sie denke — aber wenn ihr Bild vor mir ersteht, sehe ich ihr Auge feucht und ihren zuckenden Mund. Ich habe ihr einen furchtbaren jähen Schmerz gethan. Und ich wusste es, und that es doch. Grosse Leidenschaft hatte alle Schranken in mir durchbrochen. Das Einzige, was ich thun konnte, war, ihr gleichzeitig Verachtung gegen mich absichtlich einzuflössen, um ihren Schmerz zu lindern. Ich that es, aber es hat kaum so gewirkt.

Und nun — das wäre wohl Grösse, wenn sie ganz verstünde, was ich ihr gethan, wenn sie meine Natur und alles was mich trieb, ganz übersähe — und doch, ohne etwas abzuschwächen oder zu vergessen oder zu verzeihen (unsinnige Wörter!), mir wieder die Hand reichen und drücken könnte. Es ist nicht über die Kraft, ich ahne es, ich könnte es vielleicht, aber freie Grösse gehört dazu.

Möchte ich das erleben. Es gehört zu mir, dass ich das erlebe. Mein Leben braucht Abschlüsse, die nicht Abschlüsse sind, sondern Verbindungen mit der Unendlichkeit; nur da bin ich gross erhoben, wo ich mich in allumfassender Liebe eins fühle mit dem All der Welt — dann bin ich ganz.

Ich denke daran, an diese grosse freie Versöhnung, schon immer, schon vom ersten Tage an — aber jetzt, seit ich Gefangener bin, mehr wie sonst. Ich wäre froh, sie zu erleben, nicht bloss um ein Gefühl der Schuld los zu sein, aber es wäre schön so, und mir wäre es natürlich.

. . . . Du kennst mich ja von dieser Seite, Du weisst, dass Versöhnungsdusel immer mein besonderes Element war. Aber Du verstehst, wie ich es meine? Aus sich herausgehen können, oder vielmehr — sich selbst hinausragen in die freie Natur, das ist alles, was dazu gehört.

Nietzsche spottet und keift wieder einmal aufs ergötzlichste gegen die „modernen Ideen“. Spottet seiner selbst und weiss nicht wie! Sollte er wirklich nicht einmal ahnen, dass er selbst dicht bei diesen Ideen angelangt

ist? Auch die Welt des Geistes ist rund, und das Reizvolle, Schöne und Tiefe an Nietzsche ist gerade, dass er von hinten herum ein moderner Mensch geworden ist. Schade, dass sein Geist nicht noch ein paar Jahrlein länger gelebt hat. Die Welt hätte dann vielleicht das fröhliche Schauspiel erlebt, dass der Mann des Willens zur Macht sich dabei ertappt, dass er — nun sagen wir: Anarchist geworden ist. Er hat unsere Formen, die vielfach noch leer waren, mit Stoff gefüllt, er hat das Moderne vertieft durch seinen Schmerz und seine Freude; er ist unser Mann — und das beweist, dass wir auch die Seinen geworden sind. Wir können ihm folgen in die Stadt, die da heisst die bunte Kuh und zu den glückseligen Inseln; wir vergeben ihm gerne, dass er den Weg dahin gefunden hat, ohne das Reich der Ochsen und die Inseln der Unseligen durchquert zu haben. Er hat eine feine Witterung und hat sie gespürt, aber dann hielt er sich das Taschentuch vor die Nase und schloss seine Augen. Er sah nicht — er schaute.

Dank meiner lieben Frau und der Fürsorge lieber Freunde habe ich eine edle Schaar freier Menschen hier im Gefängniss um mich versammelt: Turgenjew, Kielland, E. de Goncourt, Shelley, Börne, Fritz Reuter, Nietzsche, Stirner. Vielleicht wird es ein liberaler Esel rühmend hervorheben, wie weit wir in der Kultur sind, dass ein Gefangener solche Lektüre hat. Mir aber ist ein anderes gar traurig in den Sinn gekommen. Diese Männer haben gelebt und empfunden so wie sie schrieben — sie sind die Blüthe. Und die Wurzeln? Ach könnte man doch den allgemeinen, europäischen Durchschnittsgeist auf eine Formel bringen! Aber man lese nur die Leitartikel des Berliner Tageblatts oder der Kreuzzeitung, die Parlamentsberichte der Provinzial-Synode oder des Reichstags, den Hannöverschen Spielerprozess oder irgend einen Parteitag — und dann denke man an die Kleinbürger, an die Schutzmannsfrauen, an die Unteroffiziere, die Wäscherinnen, die Lieutenants, die Modedamen, die Prostituirten, die Zeitungsschreiber niederen Grades, man denke an Grossbauern und ländliche Tagelöhner, an Gefängnisswärter und Staatsanwälte — wie viel man selbst von diesem Allgemeingeist noch in Abzug bringen muss, um eine Ahnung der europäischen Durchschnittsstufe zu erhalten! Aber wozu dieses Weithergeholt? Man denke nur — aber man denke, nicht mit dem Werktags- und Zeitungsgehirn, nein, mit den Sonntags- und den Gesangsbuchsgedanken, man denke feierlich, herzlich, tief-innig mir den einen Satz nach: Ich bin im Gefängniss und solche Menschen haben mir gelebt! Ein Mensch der sich für das Höchste entflammen kann, der sich ins Tiefste hineinsinnt, dessen Sehnen und Denken über alle Breiten sich ergiesst — er hat Zeitgenossen, die noch soweit zurück sind, dass sie ihn — mechanisch! gesetzlich!! ohne dass sie „böse Menschen“ sind, thatsächlich, ich würde lügen, wenn ich anders sagte: aus † † †*) — der freien Luft, der freien Bewegung, der freien Entschliessung der freien Geselligkeit berauben? Solche Gegensätze existiren neben einander in einem Raum, zur selben Zeit? Wahrhaftig, wenn man sich so recht innig vertieft in dieses hohnvolle Klaffen — man möchte in einem vierspännigen Kalauer ins Kantische Land fahren

*) Die drei Kreuze bedeuten ein Wort, das ich damals nicht schreiben wollte. Es sollte besagen, dass es jenen Menschen nicht an Charakter, sondern an Verstand fehlt.

und rufen: Es giebt keinen Raum und keine Zeit — denn wenn es Raum und Zeit gäbe — solche Dinge hätten nicht Platz dicht neben einander, wo sie doch durch Welten getrennt, durch Jahrmillionen geschieden sein könnten!

Und hiermit: fort mit dem einseitigen Worte Klassenkampf, weg mit der ekelhaften Politik. Ich rufe dich an: Jugend Europas! Alle, alle — denkende Menschen — empört euch, ändert euch, wenn ihr Blut in euch habt, wenn ihr Fleisch seid von meinem Fleisch Die Lügen hasse ich, aber Trivialitäten verabscheue ich gar nicht; Triviales muss man euch in die Ohren gellen, bis ihr mir gelobt: wir wollen helfen, das Triviale von der Erde zu tilgen. Es ist sehr banal, aber denket innig daran, dass Menschen, Kinder, Frauen und Greise am — Hunger — sterben, vor — Kälte — sterben, nicht — lesen — können, nicht — denken — können, und dass es Fürsten giebt, Millionäre giebt, und dass Menschen vor Geistesreichtum dem Wahnsinn verfallen! Predige ich Gleichheit? Unsinn! Aber neue Existenzbedingungen will ich. Die Tiefe soll verschwinden, und was heute die Höhe ist, das soll nur die Grundlage sein. Denket an das rebellische Gedankengewoge in Nietzsche's, Stirner's, eurem Kopfe und dann erinnert euch an die Gottgläubigen, an die blinden Gesetzesknechte. O möchte doch bald die freie Jugend erstehen, die in alle Welt hinausschreit, was sie jetzt furchtsam vor sich selber versteckt — weil man doch leben muss, weil man seine Stellung in der Gesellschaft hat, weil man die Haut nicht zu Markte tragen möchte. Ihr alle, die es angeht, ich weiss euch ein Gebet, das ihr jeden Abend vor Schlafengehen schreien müsset, bis ihr aufwacht und euch ändert; das Gebet heisst: Ich bin ein erbärmlicher, äääh!! Wenn aber diese freie Jugend ersteht, dann wird die junge Freiheit geboren werden.

Das hat sich heute aus mir losgerungen, obwohl mir eine Stunde vorher so elend zu Leibe war, dass ich glaubte, ich kriege die Cholera. Oder was mehr sagt: dass ich wie ein fünfzehnjähriger Gymnasiast meine Cigarre No. 2*) weglegen musste, weil ich sie nicht mehr ertragen konnte. Wisst ihr aber, was ich jetzt für eine Stimmung in mir trage?

*) Ich konnte danach drei Cigarren im Tag rauchen.

(Fortsetzung in dem folgenden Hefte.)

→ Rundschau. ←

In eigener Sache. Aus der Verhandlung über die bereits in voriger Nummer mitgetheilte Verurtheilung unseres Redakteurs, Genossen Sassenbach, haben wir noch das Folgende nachzutragen:

Die Beweisführung des Staatsanwalts, der nach Verlesung des Artikels das Wort ergriff, gipfelte darin, dass derselbe an mehreren Stellen die Kriterien des angezogenen § 130 enthalte. Das jugendliche Alter des Verfassers komme darin deutlich zum Ausdruck. Trotzdem hält der Staatsanwalt den Artikel für sehr gefährlich, weil er für die jungen Leute, die Studenten, berechnet war. Er verherrliche die körperlichen Kämpfe von 1848 etc. und gebe den „Anreiz“, diese gewaltsame Revolution fortzusetzen, seitens des „sogenannten“ Proletariats gegen die besitzende Klasse. Es werde darin ziemlich offenherzig aufgefordert, die bestehende Ordnung gewaltsam zu stürzen; nebenbei sei die gesammte Justiz darin aufs schwerste beleidigt. Gegen die Verunglimpfung des Rechtsbewusstseins, des sichersten Bollwerks des Staates, empfehle sich eine exemplarische Strafe, die auf 4 Monate festzusetzen sei. —

Der Vertheidiger Rechtsanwalt Freudenthal plaidirte für Freisprechung. Unter einem anderen als unter dem Ministerium Köller, meinte er, wäre wohl kaum Anlage erhoben worden. Dass der Umsturz nur bildlich gemeint sei, ergebe sich u. a. daraus, dass von einem „Sturm“ gesprochen werde, der im März 1890 den Fürsten Bismarck von seinem Platze fegte, man könne doch unmöglich Herrn von Lucanus als Mann des gewaltsamen Umsturzes hinstellen. Mit dem Worte Revolution meine der Verfasser zweifellos eine geistige Strömung.

Nach kurzer Berathung verkündete der Vorsitzende folgendes Urtheil: Der Hinweis auf die revolutionären Kämpfe in den Jahren 1848 und 1871 lasse die Absicht des Verfassers erkennen, verschiedene Klassen der Bevölkerung gegen einander aufzureizen. Der Gerichtshof halte eine Strafe von zwei Monaten für ange-

messend; ausserdem sei die Vernichtung der vorfindlichen Exemplare, der Platten und der Formen auszusprechen.

Aus der Zeit.

Prof. Natorp sendet uns bezüglich der ihn betreffenden Notiz in No. 13 des „Soz. Ak.“ (pag. 241) folgende Erklärung zu:

Meiner Nichternennung zum Mitglied der diesjährigen wissenschaftlichen Prüfungskommission für die Kandidaten des höheren Schulamts wird in verschiedenen Zeitungen eine politische Deutung gegeben. Zu einer solchen liegt kein Grund vor, da die Abwechselung unter den Vertretern desselben Fachs nur dem Herkommen entspricht.

P. Natorp,
Prof. d. Philosophie a. d. Univ. Marburg.

Von den Hochschulen.

Breslau, Juli 1895. Nach den Notizen, welche der „Soz. Ak.“ bisher über hiesige Universität und ihre Behörden gebracht hat, könnte der Anschein entstehen, als herrschte hier ein Ideal freiheitlichen akademischen Lebens. Dem stehen wir leider ziemlich fern; zur Charakterisirung dieses „freiheitlichen“ Geistes möchten wir auf eine Einrichtung hinweisen, die durch die Berliner Vorgänge neuerdings wieder die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat: die studentische Lesehalle. Auch hier besteht ein solches Institut, das aber bei genauerem Zusehen etwas merkwürdig aussieht. Ursprünglich existirt nämlich nur ein Lesezimmer nebst einem reichhaltigen Lesezirkel für die Dozenten hiesiger Universität. In der löblichen Erwägung, dass dabei pekuniär ein fürtreffliches Geschäftchen gemacht werde, hat die hohe Universitätsbehörde aus dieser Institution ein weiteres Studenten-Lesezimmer geschaffen, d. h. es werden diejenigen Druckschriften davon, die man höheren Orts für unschädlich und fromm hält, ausserdem — hinterher — in einem weiteren Raum für die Studirenden ausgelegt, von denen man sich für diese Wohlthat die bescheidene Summe

von 7 Mk. Jahresbeitrag bezahlen lässt. Hinterher, man merkt es: die Zeitungen kommen oft um mehrere Tage, die Zeitschriften regelmässig oft um Wochen, verspätet in die Hand des Lesers. Und wie sorgt die hohe Universitätsbehörde, dass keine oppositionelle Agitation die Schäflein der alma mater verführe! An Reptilien ist unter den 30 Tageszeitungen (welche Menge!), die laut Verzeichniss vorhanden sind, aufgelegt, was aufzutreiben war: vom Reichs-Anzeiger und Militär-Wochenblatt bis herab zur Ratibor-Leob-schützer Zeitung, zu den Hildburghäuser täglichen Nachrichten, zum Bunzlauer Tageblatt, Niederschlesischem Courir, Boten aus dem Quaisthal und ähnlichen Weltblättern, die zum Theil die Grösse eines Kollegeftes haben. Ebenso können wir uns über Mangel an christlichen Blättern nicht beklagen: von der Kreuzzeitung und dem Reichsboten bis zum Volk und zur Hilfe, von der Germania bis zum Katholik und Schlesischen Familienboten mit dem schönen Motto: „Suchet in der Schrift! — Bete und arbeite!“ eine reiche Auswahl. Dafür wird alles ferngehalten, was „nörgelt“: Der Württemberger Beobachter, wie das Bayrische Vaterland, Ahlwards Deutsches Volksrecht, wie unsere Volkswacht, ja sogar die Berliner Volkszeitung und das Berliner Tageblatt sind anrühlig und werden trotz aller Desiderien charakterfest abgelehnt. Nur den „Vorwärts“ zu erhalten, wurde vor ca. einem Jahre nach langen Mühen durchgesetzt, freilich nicht, ohne dass sofort ein Stud. theol. desiderirte, das „sozialdemokratische Berliner Blatt ‚Vorwärts‘ aus dem Lesezimmer zu entfernen“, und das Direktorium aufmunternd dazu bemerkte: Auf Wunsch „nur eines Mitgliedes“ gegenüber den vielen Desideraten wäre das nicht gut angängig. Dagegen sehnt sich der „Sozialistische Akademiker“ im Dozenten-Lesezimmer noch immer nach den studentischen Lesern unten, ein darauf bezügliches Desiderat wurde einfach durchstrichen. Analog schaut es bei den Wochen- und Monatschriften aus. Dem Bedürfniss der Herren Dozenten und ihrer Frauen und Kinder entsprechend bestehen diese zur Hälfte aus streng wissenschaftlichen Fachblättern, die kaum jemand ausser Fachgelehrten in die Hand nimmt, und zur Hälfte aus geistvollen Familienblättern, die wiederum in reichster Auswahl da sind. Blätter, deren Namen wir früher nicht ahnten, wie der Hausfreund, die Alte und Neue Welt und ähnliche, prangen hier

unter ehrfurchtsvoller Nichtbenutzung seitens der Studenten neben der vollzähligen Schaar der allbekanntesten. Als aber kühne neuerungssüchtige Geister es wagten, um Anschaffung einiger freierer Schriften zu bitten: Gesellschaft, Freie Bühne, Moderne Kunst etc., erfolgte der kategorische Bescheid: „Abgelehnt.“

Wie streng hier für „Ordnung, Sittlichkeit und Religion“ gesorgt wird, zeigt folgender Vorgang. Eine grössere Anzahl katholischer Theologen, an denen Breslau überhaupt reich ist, setzten im Desiderienbuch einen kräftigen Bittsturm in Scene, noch eine ultramonte Zeitung aufzulegen; seitens anders denkender Comilitonen erfolgten einige Gegenpetitionen und Bitten um gleichzeitige Auflegung des „Vaterlands“ und „Beobachters“. Dieser Desideratenkampf erregte bei dem hohen Vorstand „bedenkliches Schütteln des Kopfes“ und um solchen Hetzereien ein für alle mal vorzubeugen, wurde das Desiderienbuch — der einzige Einfluss, den wir Studenten auf die Befehle hatten — einfach unterdrückt, ohne auch nur den Anstand einer Ankündigung zu wahren. Geld zahlen und Maul halten! Das ist die „akademische Freiheit“ auf hiesiger Universität. Und dann wundern sich die Leute, dass von den 12—1300 Studenten sich durchschnittlich noch nicht 10 pCt. (etwas über 100) bereit finden, für diese Wohlfahrts-Einrichtung echt patriarchalischen Geistes jährlich 7 Mk. zu spenden! Auf Abänderung aber ist nicht zu hoffen, denn die Legislative liegt in der persönlichen Willkür des absoluten Herrschers sive „Vorstands“ der Lesehalle, eines römisch-rechtlichen Dozenten und recht bejahrten Geheim-Raths: Professor Dr. Brie; und welcher Geist in der hiesigen juristischen Fakultät herrscht, zeigt ein Vorkommniss im Pandekten-Praktikum, wo man sich letzthin alles Ernstes darüber stritt, ob der Ausdruck „Sozialdemokrat“ ein Schimpfwort sei und gegebenen Falls zur Klage berechtigt!

—ch—

Brüssel, den 1. Juli 1895. Die neue Universität hat einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan: zwei neue Fakultäten, Medizin und Naturwissenschaften, werden im Oktober dieses Jahres eröffnet, und damit die Konstituierung der Universität vollendet. Damit das Institut als volle Universität gleich den anderen gilt, sind nach dem belgischen Gesetz 4 Fakultäten nöthig: Droit, Philosophie et Lettres, Médecine, Sciences (naturelles). Bisher,

im ersten Jahre des Bestehens, waren nur die beiden ersten Fakultäten eingerichtet, nunmehr werden auch die beiden andern ihre Thätigkeit beginnen und damit das Institut als vollgiltige Universität in die Reihe der übrigen belgischen Universitäten eintreten. Die Lokale sind bereits gemiethet, die Kliniken eingerichtet, die Verträge mit mehreren grossen Krankenhäusern abgeschlossen und die Immatrikulationen haben begonnen. Aber damit nicht genug, soll zu gleicher Zeit im Monat Oktober eine Polytechnische Hochschule eröffnet werden.

Litteratur.

Oswald Bergener, Studententhum und Sozialismus. Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann, 1895 (Preis 50 Pf.)

„Es ist selbstverständlich, dass der Student, gleich jedem andern angehenden Staatsbürger, auf dem Boden, worauf er erwachsen ist, auf dem Boden des bestehenden Staatswesens unbedingt stehen bleibt.“ (pag. 4.)

Durch diesen Grundsatz manifestirt der Verfasser der Brochüre seinen Standpunkt. Von einer Begründung desselben ist keine Rede. Er ist einfach ein Dogma. Seine Konsequenz ist daher klar: diejenigen Mittel zu finden, die den Studenten vom Sozialismus fernhalten (nicht etwa den Sozialismus widerlegen; sagt doch der Verfasser selbst ganz naiv: „Ein sozialistischer Volksmann ist niemals ad absurdum zu führen“ (pag. 12)). Als erstes und vorzüglichstes findet er: radikale Nichtbeschäftigung mit der theoretischen National-Ökonomie (pag. 16, 19 ff.). Erst soll man in das praktische Leben*) treten, dann als gereifter Mann massvolle Studien treiben, d. h., wenn der Geist unelastisch und zähe geworden ist, und nicht mehr im Stande, neue Gedanken aufzunehmen. Damit er aber durch den Müßiggang, der bekanntlich aller Laster Anfang ist, nicht dennoch auf das unerwünschte Denken gebracht werde, soll der Student seine Zeit mit körperlichem Sport ausfüllen. Auf diese Weise kann er sich am besten gegen das Kritisiren, den „argen deutschen Nationalfehler“ schützen und durch die Abwesenheit dieses bösen Fehlers sich daran gewöhnen, die Treue zu Kaiser und Reich „als ein un-

veräusserliches Gut für immer festzuhalten“ Ausserdem werden den Studenten noch verschiedene wohlmeinende Rathschläge gegeben, sie werden zu „humorvollem Sichgenügenlassen“ aufgefordert, zu Fernbleiben vom Parteihader etc.

Die ganze Schrift wird charakterisirt durch eine Enge des Horizonts, wie man sie selbst bei bürgerlichen Akademikern, besonders seit der politischen Aufklärungs-Wirksamkeit des V. d. St., selten findet. Es entspricht ihr eine hilflose Verlegenheit jeder „gelehrten“ Forschung gegenüber. Sowie der Verfasser einmal auf irgend eine Theorie oder auch nur einen Theoretiker zu sprechen kommt, wird ihm unbehaglich (pag. 20 ff.), er fühlt seine Unwissenheit und sucht all diesen Dingen möglichst schnell aus dem Wege zu gehen, um wieder auf die bequeme, geliebte Praxis zu kommen, uns ein liebliches Bildchen eines Arbeiterviertels „nach Feierabend“ mit lachenden Kindern, Ziehharmonika, eingerahmten Photographien, zufriedenen Hausvater, sein Pfeichen rauchend, und dergl. Requisiten zu malen und uns zu zeigen, dass da kein Platz ist für den „hetzenden sozialistischen Apostel der Revolution“ (pag. 18).

Dergleichen Albernheiten — man verzeihe mir den harten Ausdruck; hier ist er jedenfalls am Platze — werden heute auf 31 Seiten gedruckt und für 50 Pf. verkauft, lediglich wegen des packenden Titels „Studententhum und Sozialismus“, der Vieles verpricht, wovon gar nichts gehalten wird. Uns kann ein solches Dokument bürgerlicher Unfähigkeit nur nützen. Unsere Gegner aber, die theilweise doch noch etwas mehr zu produziren vermögen, als eine Schrift dieser Art, müssten derlei Erscheinungen zu verhindern suchen; sie werden durch diese zu sehr kompromittirt.

C.

„La Jeunesse socialiste“, Toulouse 1895.

Zugleich mit unserer Zeitschrift, dem „Soz. Akad.“, begann in Toulouse die „Sozialistische Jugend“ zu erscheinen. Eine Monatsschrift von recht beträchtlichem Umfang zählt sie die bedeutendsten französischen Sozialisten zu ihren Mitarbeitern. In den ersten 4 Nummern, die mir momentan vorliegen, finden sich neben den pseudonymen Studirenden als Mitarbeiter Männer wie Lafargue, Jaurès, Millerand, Renard, Vaillant, Plechanoff u. A. Herausgegeben wird die „Jeunesse socialiste“ von der Gruppe der sozialistischen Studirenden. Wie aus der Reihe

*) Der Hinweis auf das „praktische Leben“ ist die stete Ausrede aller derjenigen, die nicht denken können; der ganze sinnlose Unterschied zwischen Theorie und Praxis entspringt dieser Denkfaulheit und — Unfähigkeit.

der Mitarbeiter ersichtlich, ist unsere Gefährtin jenseits der schwarz-weiss-rothen Grenzpfähle wohl angesehen. Und sie verdient es; ihr Inhalt giebt ihr die Berechtigung, sich stolz „Revue mensuelle du socialisme scientifique“ zu nennen. Vorzüglich ist z. B. gleich im ersten Heft der Artikel von Jaurès über den Idealismus der Geschichte, dem Lafargue antwortet mit dem Artikel über Idealismus und Materialismus in der Geschichtsauffassung. Beide Artikel entsprechen Disputationen, die vor der Gruppe der kollektivistischen Studenten in Paris gehalten sind. Ach, wenn wir in Deutschland erst öffentliche Disputationen vor den Kommilitonen halten könnten! Was die Studenten in den halbzivilisirten Ländern, den Balkanstaaten, zu Stande bringen, was die slavischen Genossen leisten, was unsere Gegner, bürgerlich denkende Studenten im hohen Norden, die Dänen, Schweden und Norwegen an der Bildung des Arbeiters vollbringen; was die französischen Kommilitonen erreicht, das ist uns Deutschen verwehrt. Wir müssen darum andere Wege gehen, so ausschliesslich durch individuelle Propaganda, durch Verbreitung und Mitarbeit an unseren Organen jene Erfolge zu erringen suchen, die wir in so reichem Maasse bei Anderen sehen. Auf der Liste der „Jeunesse socialiste“ sind 6 Zeitschriften angeführt, die, mit gleicher Tendenz und gleichfalls in französischer Sprache geschrieben, als wissenschaftliche Vertreterinnen des Sozialismus fungiren. In sehr richtiger Weise schildert ein Artikel unser, der deutschen sozialistischen Studenten Verhältniss zum Staate, wenn es in ihm heisst: „En Allemagne, il est absolument défendu aux étudiants de s'occuper du socialisme“. Ja, in Deutschland ist es den Studirenden absolut verboten, sich mit dem Sozialismus zu beschäftigen, es sei denn, sie wollten mit dem penetranten Petrolgeruch des Sozialismus unter ihre Kommilitonen, vor ihre Herren Professoren zu den Examen und last not least vor ihren Feldwebel treten; jedenfalls können sie sich dann auf die „zuvorkommendste“ Behandlung verlassen. — Glücklicher Weise beginnt es bei uns zu dämmern; sorgen wir dafür, dass wir uns unserer Genossen jenseits des Rheins gleichwerthig machen. Zeigen wir ihnen dadurch, wie sehr wir uns von unseren liberalen Vorgängern, unseren Vätern, unterscheiden und geben wir ihnen, deren Glückwunsch wir auf das Lebhafteste erwidern, Grund zu ihren

Worten: „Nous suivrons avec passion tous leur progrès et nous nous réjouissons avec eux du succès obtenu.“ A. G.

Notizen.

1848 und 1895. Unter diesem Titel hatten wir in No. 5 eine Petition der Schüler des Gymnasiums zu Wiesbaden gebracht, die in ihrem entschiedenen Ton einen wirksamen Gegensatz bildete zu den schwächlichen Protest-Anläufen der kommersirenden auf Wagner und Scholler eingeschwohrenen Studenten von heute. Aus unserm Leserkreise geht uns nun ein Aktenstück ähnlichen Inhalts zu, das wir als charakteristischen Beitrag zur Psychologie jener grossen Zeit der Oeffentlichkeit übermitteln.

Im Jahre 1848 hatten sich auch die Breslauer Gymnasiasten zusammengethan und eine bestimmte Reihe von Forderungen aufgestellt, die in Form einer Petition dem Berliner Ministerium unterbreitet werden sollten. Diese Bewegung ging aus von der Prima der Realschule am Zwinger und verbreitete sich ziemlich schnell auf die Primaner aller Breslauer Schulen, die wiederum die Primaner sämtlicher schlesischen Schulen zum Anschluss aufforderten. Am 18. Mai 1848 fand eine geheime Versammlung in Canth statt, zu der alle Primaner Schlesiens geladen waren. Die Direktoren bekamen von der Sache Wind und schritten ein. Indessen gelangten alle Beschlüsse dieser Versammlung zur Ausführung. Die beiden Schriftstücke lauten:

Breslau, d. 13. Mai 1848.

Liebe Brüder!

Die Neuerungen des Staates in der Gegenwart haben auch uns bestimmt, die Abschaffung einiger Uebelstände im Schulwesen beim Ministerium zu beantragen. Es ist gewiss auch Euer Wunsch, Euch entweder ganz unserer Adresse anzuschliessen oder auch gewisse eigenthümliche Punkte derselben hinzuzufügen. Wir haben Versammlungen abgehalten und in ihnen alles reiflich überlegt. Ferner wünschen wir in fortwährender Korrespondenz mit Euch zu stehen. Schreibt uns also auf dieses erste Schreiben sobald als möglich Antwort. Es ist eine Autographie der Adresse, wie an Euch, so auch an alle Gymnasien und Realschulen Schlesiens abgegangen. Unsere Adresse trifft am 20. Mai in Berlin ein. Ihr mögt Euch darnach richten, dass das Ministerium ziemlich zu gleicher Zeit mit allen Petitionen bestürmt wird.

Seid einig, dann wirken wir viel!
Schreibt alle, wie wir, Eure Namen unter
die Adresse.

Der Vorstand

Th. Auerbach, Präsident.
Anders. Gustav Müller. Hermann Hinz.
Eutsch. F. Schuster. Emil Levysohn.
T. Hoffmann. Wolff. Franklin.

NB. Briefe, die Ihr uns zuschicket,
bitten wir, an den Primaner Auerbach,
Bürgerwerder 29, zu adressiren.

Breslau, d. 22. Mai 1848.

Hochgeborener Herr Graf!
Hochgebietender Herr,
Wirklicher Geheimer Staats- und
Kultusminister.

Staat und Schule sind so enge mit
einander verbunden, dass eine Veränderung
des Prinzips in jenem auch eine zeitge-
mässere Form in dieser nach sich ziehen
muss. In Betracht dessen haben sich
schon unsere Herren Lehrer vereinigt, bei
dem hohen Ministerium auf gewisse Ver-
besserungen im Schulwesen, die ihnen in
der Gegenwart gutdünkten, anzutragen.
Aber es ist auch den reiferen Schülern
der Gymnasien und höheren Realschulen
in der neueren Zeit die Nothwendigkeit
einer Reorganisation ihrer Schulen fühl-
bar geworden. Dies ist der Grund, warum
sich die Unterschriebenen vereinigt haben,
bei dem hohen Ministerium folgende An-
träge zu stellen, deren Gewährung sie
bescheiden entgegensehen.

1. Getrennte Gesetze für die Primaner von
den Gesetzen anderer Schüler, weil
die Prima den Uebergang zur Universität
bilden soll.
2. Modulation der allgemeinen Schulge-
setze, die sich hauptsächlich auf folgende
Punkte beschränkt.
 - a. Das consilium abundi möge nur für
entehrende Vergehen ertheilt werden,
wohin Sittlichkeit, Diebstahl, beharr-
licher Unfleiss zu rechnen wären.
 - b. die öffentlichen Prüfungen der Pri-
maner und Sekundaner möchten ab-
geschafft werden, weil ein Examen
der Art für ihre Leistungen füglich
kein Zeugniß ablegen kann.
 - c. In den Lehrerkonferenzen mögen
Primaner zugegen sein, welche zwar
kein Stimmrecht, doch das der Ein-
sprache haben.
3. Die lateinischen und griechischen
Stunden bitten wir zu Gunsten der für
die jetzige Zeit mehr angemessenen
Lehrgegenstände, wie Deutsche Sprache,

Geschichte, Philosophie, Staatswissen-
schaften u. a. zu vermindern.

4. Das Abiturientenexamen wünschen wir
abgeschafft, so dass den Primanern,
wenn sie fähig sind, das Zeugniß der
Reife ohne Examen ertheilt werde. —
Es bietet ja ein längerer Umgang des
Lehrers mit den Schülern eine ge-
nügende Bürgschaft für das richtige
Urtheil der Reife desselben dar. Fühlt
sich ein Primaner reif und wird ihm
das Zeugniß der Reife verweigert, so
soll er ein Examen vor vom Staate
gestellten Kommissarien beanspruchen
können.
5. Die Primaner der höheren Realschulen
sollen, wenn sie das Zeugniß der
Reife ihrer Schule erhalten haben, nach
Ablegung einer Prüfung nur im
Lateinischen und Griechischen und resp.
im Hebräischen vor vom Staate bestellten
Kommissarien zu allen Universitäts-
studien zugelassen werden.

Schliesslich bitten wir, Ein hohes
Ministerium möge die Herren Direktoren
darauf aufmerksam machen, dass sich das
erlangte Petitions- und Assoziationsrecht
auch auf uns erstrecke.

Dies sind unsere dringenden Bitten.
Das hohe Ministerium wird durch Ge-
währung derselben die feurige dankbare
Jugend zu dem grössten wissenschaftlichen
Eifer anspornen.

Das hohe Ministerium mag aber auch
die Versicherung hinnehmen: wir wissen
wohl, dass mit unseren Rechten auch
unsere Pflichten zunehmen.

Es folgen nun die Unterschriften
sämtlicher Primaner Breslaus.

Die Wirkung dieser Petition war
eine vom Kultusministerium angeordnete
strenge, aber väterliche Warnung von
Seiten der Direktoren an die Primaner.

— g.

Sprechsaal.

(Die Redaktion hält es für ihre Pflicht, allen Mei-
nungen über die von diesem Blatte vertretenen Be-
strebungen, soweit der Raum es gestattet, ihre Spalten
zur Verfügung zu stellen; sie verwahrt sich gleich-
zeitig dagegen, mit dem Inhalte derselben identi-
fizirt zu werden).

**Warum ich nicht sozialdemokratischer
Student bin.** Hochverehrte Redaktion! In
der ersten Nummer des „sozialistischen
Akademikers“ ist viel darüber philosophirt
worden, weshalb ein so überaus geringer
Theil der heutigen Studentenschaft sozial-
demokratisch gesinnt ist; ich sage „demo-
kratisch“, weil sozial gar viele von uns
denken, ohne sich zur Partei Ihres werthen

Blattes zu bekennen. Ein Student, der an die Sozialdemokratie heutzutage glaubt, ohne sie zu verstehen und wissenschaftlich vertheidigen zu können, ist und kann nur sein ein idealistischer Schwärmer oder bornirtes Stimmvieh. Der Arbeiter hat Vortheil von seiner Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie. Deshalb wäre es ein Schnitt ins eigene Fleisch, wenn er sich nicht zu ihr bekennen wollte. Der Student hat nur Nachtheil davon; deshalb wäre es ein Schnitt ins eigene Fleisch, ohne dass irgend einem andern damit gedient sein würde, wenn er, ohne wissenschaftlich zu selbständigem Urtheil über die gewaltigste Bewegung des letzten Menschenalters herangereift zu sein, sich zum Märtyrer einer von ihm nicht stichhaltig zu begründenden Sache machen wollte. Um aber in der Theorie des Sozialismus nicht bloss zu dilettiren, sondern um gründlich darin Bescheid zu wissen, wie es von jedem Wissenschaftler, der eine Ansicht sich zu eigen macht, verlangt werden kann und muss, bedarf es einer derartig umfassenden nationalökonomischen Bildung, wie sie wohl selten von einem nicht ex professo Nationalökonomie treibenden Studenten erworben werden kann, der nach sechs Semestern in seinem Spezialfache einer Staatsprüfung sich unterziehen will.

Wenn ein Student nicht zur Fahne der auf „wissenschaftlichen Prinzipien beruhenden“ Sozialdemokratie schwört, so braucht er darum noch lange kein Gegner der Arbeiterklasse zu sein; in vielen Fällen wird seine Zurückhaltung auf einem gerade bei vorurtheilsfreien, gründlichen Wissenschaftlern wegen der Fülle des zu bewältigenden Materials begreiflichen non liquet beruhen.

Der Vorschlag, der Student soll vom sozialistischen Arbeiter lernen, ist gewiss beherzigenswerth. Dadurch kommen die, wenn zwar nicht immer ökonomisch so doch sozial in der Regel von einander getrennten Volksschichten sich menschlich näher. Der Student wird dadurch die praktischen Bedürfnisse des Arbeiters besser verstehen und mitfühlen lernen, als ihm dies durch die bloss platonische Liebe des theoretischen Studiums möglich ist; aber unerlässlich für das Verständniss der Ziele der Sozialdemokratie und für deren Berechtigung ist und bleibt ein gründliches, eingehendes Studium der Fachliteratur pro et contra.

Ich bitte diesen Artikel als wesentlichen Beitrag zum Verständniss eines Theils der nichtsozialdemokratischen Stu-

denten in Ihrem werthen Blatte zum Abdruck zu bringen.

Mit Hochachtung

S. W., stud. iur.

Warum ich sozialistischer Student bin.

Der Einsender der vorangegangenen Erklärung hat nicht nur die Gründe angeführt, die ihn persönlich verhinderten, der sozialdemokratischen Partei und dem Sozialismus überhaupt sich anzuschliessen, sondern die allgemeine Behauptung aufgestellt, dass, abgesehen von den Nationalökonomem ex professo, kein Student dies thun könne. Da bei dem grossen Respekt, den man in einer Periode der wissenschaftlichen Erschlaffung vor aufgehäuften Kenntnissen zu haben geneigt ist, dieses Urtheil leicht plausibel erscheinen dürfte, so wollen wir auf die Begründung desselben eingehen, indem wir die Ursachen betrachten, die den Studenten (allgemeiner: den Vertreter der kleinbürgerlichen Intelligenz) zum Sozialismus zu führen im Stande sind.

Anders als der Proletarier, der durch die früh sich ihm entgegenstellende materielle Noth zuerst die ungerechte Vertheilung des Vermögens, die sozialen Unterschiede kennen lernt, wird der aus kleinbürgerlichen Kreisen stammende, mit der Bildung der höheren Schulen heranwachsende Knabe und Jüngling durch Lektüre und eigenes Nachdenken auf die politische Ungleichheit in unserer Gesellschaft gebracht. Falls das ihm innewohnende Unabhängigkeits- und Gerechtigkeitsgefühl nicht frühzeitig erstickt wird, wird er bei einiger geistiger Regsamkeit zum freiheitsschwärmenden Idealisten: er wird Demokrat im Sinne der grossen Revolution und der vierziger Jahre. Bei erweiterter Beobachtung aber erkennt er, dass die demokratischen Parteibestrebungen zur Verwirklichung seines Freiheitsideales nicht ausreichen: so wendet er sich der einzigen wirklich freiheitlichen Partei zu: der Sozialdemokratie. Nunmehr drängt sich ihm auch die Beobachtung der sozialen Ungleichheit auf, er lernt die politische aus dieser erklären. Zugleich mit dieser Erkenntniss beginnt das Bewusstsein der Leiden der Armen und Enterbten ihn zu drücken, es schafft ihm Unlustgefühle und verleidet ihm die Genüsse, die ihm die bürgerliche Gesellschaft darbietet: so wirft er sich auf das System, das einzig ihm die Aufhebung der Knechtung und Ausbeutung in jeder Gestalt verspricht: den Sozialismus. Mit zuneh-

mender Reife genügt ihm der blosse Wunsch, die blosse Hoffnung nicht mehr. Er beginnt, die sozialistische Gesellschaft auf ihre Durchführbarkeit zu prüfen, er beginnt das Wesen der gegenwärtigen Gesellschaft zu erforschen, so kommt er auf das Studium der Soziologie und die wissenschaftliche Begründung des Sozialismus. Nunmehr hat er zwei Dinge, die ihn unauflöslich mit dem Sozialismus verbinden: sein Freiheitsgefühl und die Macht der wissenschaftlichen Ueberzeugung.

Seine Entwicklung also war: Bürgerlicher Demokrat - sozialistischer Demokrat - demokratischer Sozialist.

Nichts ist thörichter, als die so oft gehörte Phrase: „Der Sozialismus ist eine Wissenschaft, die Anhängerschaft also lediglich abhängig von der Erkenntnis.“ Der Sozialismus ist nicht eine Wissenschaft, sondern ein gesellschaftliches System, dessen Durchführbarkeit wissenschaftlich begründet wird. Zur Anhängerschaft gehört also in erster Linie der Wunsch nach der Herbeiführung dieses Systems, und dieser ist Sache der Empfindung. Der Intellekt sagt nur, dass dieser Wunsch erfüllbar ist. Die blosse Erkenntnis dieser Möglichkeit braucht noch keinen Anhänger zu schaffen, sondern kann ebenso gut zur Gegnerschaft oder zu überhaupt gar keiner Stellungnahme führen, je nach den speziellen Interessen bezw. dem Indifferentismus des Einzelnen.

Das Studium ist natürlich ein Produkt der Intelligenz des Studirenden. Eine bestimmte Anzahl von Semestern, wie sie sich der Einsender obiger Erklärung wohl vorstellt, ist hier natürlich nicht vorgeschrieben, wie in staatlichen Prüfungsgegenständen. Auch wird nicht verlangt, dass man seine Studien gerade an bestimmten Orten gemacht habe, z. B. in akademischen Vorlesungen, wie es das staatliche Prüfungsreglement verlangt. Im Speziellen sind gerade die preussischen Universitäten mit ihren historisch zusammengestoppelten Methoden nicht die besten Quellen für den wissensdurstigen jungen Soziologen. Der Nationalökonom ex professo ist in dieser Hinsicht wirklich

nicht im Vortheil vor seinen mitstrebenden Commilitonen.

Die grössere oder geringere Durchdringung der sozialistischen Ideen ist bei dem Einzelnen vielmehr abhängig von seinen intellektuellen Fähigkeiten, von seiner Denkfähigkeit und dem Ernst und der Intensität seiner theoretischen Arbeit, von der Weite seines Horizonts und endlich von der Empfindungsweise, die den einen bestimmte, hemmende Vorurtheile leichter überwinden lässt, als den andern, der über anerzogene Dogmen nicht hinwegkommen kann. Wie für jede intellektuelle Thätigkeit, so gilt auch für diese der Satz, dass nur die individuelle Anlage maassgebend ist, nicht etwa ein beliebig zu fixirendes Minimum der Lernzeit, dessen Nothwendigkeit Herr stud. iur. S. W. annimmt. Eine solche willkürliche Fortsetzung, die eine vorhandene sozialistische Weltanschauung negirt, weil nicht die nöthige Zeit zur Aneignung derselben verflossen sei, ist sinnlos und steht geistig auf der Höhe der Examensordnungen an höheren Lehranstalten, die von den vorhandenen Kenntnissen erst dann Notiz zu nehmen gestatten, wenn für die Erlangung derselben der vorschriftsmässige Ort und die vorschriftsmässige Zeit nachgewiesen ist.

Auf den letzten Passus der Erklärung des Herrn S. W. brauche ich nicht einzugehen; derselbe besagt absolut weiter nichts, als dass der Student durch persönlichen Verkehr mit dem Proletariat seinen psychologischen Anschauungskreis erweitern kann. Das wird niemand bezweifeln.

Es ist Zeit, dass die deutsche akademische Jugend sich endlich ernsthaft mit den sozialen Fragen der Gegenwart beschäftigt. Das Fehlen von Zeit und Gelegenheit darf ihr nicht als Ausrede dienen für geistige Trägheit und Mangel an Initiative. Die Hingabe an den Sozialismus wird sie in ihren Fachstudien nicht behindern, noch umgekehrt. Wer nur das glühende Sehnen nach Freiheit empfindet und Hass gegen die Unterdrücker, der raffe sich auf: der Erfolg kann nicht ausbleiben.

C., stud. phil.

